

Karolin Meunier

---

# Der Entwurf des Adressaten

---

*Kombinator Nr. 5*

**MATERIALVERLAG**

Korrespondieren heißt »versichern, versprechen, antworten, entsprechen, übereinstimmen«. Dabei kann es sein, dass das Versprechen nicht gehalten und die Antwort zum Widerspruch wird. Entsprechen hingegen ist etymologisch betrachtet im Sinne von »gemäß sein« eine Lehnbedeutung zu frz. répondre »antworten, etwas entsprechen«, denn es hatte mittelhochdeutsch die Bedeutung »antworten«. In seinem Gebrauch steht das Entsprechen also dem Übereinstimmen zur Seite, in seiner Herkunft der Antwort. Legen sich in »Übereinstimmung« zwei Seiten passgenau übereinander, stellen sie sich in der »Antwort« als »Gegenwort und Entgegnung« einander gegenüber. »Entsprechen« sie sich aber, wird eine Bewegung zwischen ihnen ausgelöst. Was entspricht will ähneln oder gleichen, es will gerecht werden und entzieht sich doch: Die Vorsilbe »ent-« bezeichnet normalerweise die Trennung von etwas. So ist auch das »Antlitz« zwar ein Gesicht, aber eigentlich »das Entgegenblickende«. Der Vergleich zwischen »Antlitz« und »entsprechen« bezeichnet das Moment, wenn einer sich einem anderen nähert und eben dabei die Erfahrung des Getrennt-Seins einsetzt. Es entsteht ein doppelter Wunsch: Wenn es zwei gibt, die einander ins Gesicht sehen, so kann es das Verlangen geben übereinzustimmen. Und es liegt nahe, dass es so sein könnte. Und nichts liegt ferner.

*»Von dieser tiefsten Verwirrung in Nähe und Ferne,  
Bekanntem und Unbekanntem, Selbem und Anderem,  
Öffentlichem und Privatem hat der Brief den höchsten Begriff,  
denn während es um ihn geht, wird alles möglich.«<sup>1</sup>*

## **Briefwechsel**

### **Eine Theorie der Abwesenheit**

Die Angst vor einem Verfehlen des anderen, vor dem Versagen der Schrift, sowie die Hoffnung darauf, dass das Lesen ein Verstehen beinhaltet, eine Ankunft beim anderen, sind kennzeichnend für die Situation des Briefeschreibens. Die Wahl dieses Mediums ruft die Erinnerung an Zeiten wach, in der Menschen auf es angewiesen waren, wollten sie eine entfernte Person erreichen. Dennoch stellt der Brief viel weniger einen Sonderfall von Kommunikation dar, als man zunächst annehmen könnte. Im Hinblick auf die Konstellation der am Mitteilungsvorgang Beteiligten lässt sich das Medium Brief vielmehr modellhaft für Kommunikation an sich auffassen, wenn ein strukturelles Merkmal jeder Mitteilung das offensichtliche Zurücklegen-Müssen einer Strecke ist. Der Weg vom einen zum anderen ist hier evident, ebenso die verzögerte Ankunft, die sich in den Augenblick des Schreibens selbst hineinwendet, im Sinne einer Aufmerksamkeit für Distanzen und für das Verhältnis von der Zeit des Schreibens zur räumlichen Abwesenheit des Adressaten. So geht es im Folgenden immer auch um die Voraussetzungen von Sprache als dem Mittel des Austauschs – und um den Vorgang dieses Austauschs selbst, wenn man den Zustand des Absenders im Hinblick auf die Ungewissheit der Ankunft seiner Äußerungen betrachtet. Mit dem Brief ist eine Idee davon gegeben, wie diesem Zustand handelnd begegnet werden kann, indem die Abwesenheit des Adressaten nicht bloß als Mangel erlebt wird. Vielmehr bietet ja gerade die Erfahrung von Leere den Anlass zum Schreiben und verschafft damit einer unbestimmten Bewegung Raum. Der Gedanke an ein einfaches Senden und ein einfaches Ankommen wird abgelöst von der Idee eines hin und her verlaufenden Prozesses, bei dem es fraglich wird, an welcher Stelle ein Dialog anfängt oder verhindert wird. Die Korrespondenz als Denkfigur ist also keine Strategie, die Spannung von An- und Abwesenheit aufzulösen, sondern sie qualifiziert sich dadurch, deren Nicht-Übereinstimmung sichtbar zu machen.

## Schreiben

Entstehen demnach alle Äußerungen um ihrer Mittelbarkeit willen, im Hinblick auf einen möglichen Adressaten? Um einen Briefwechsel zu beginnen, ist zweifellos die Möglichkeit einer Antwort, oder auch nur der Wunsch danach, unentbehrlich. Ein Brief entsteht, weil es jemanden gibt, der nicht dort anwesend ist, wo man selbst ist, an den man aber denken kann und an den sich zu wenden begonnen wird, indem man an ihn zu schreiben versucht. Doch ist das Schreiben nicht wie ein verschriftlichtes Sprechen; die Schriftlichkeit lässt das Vermittelt-Sein der Botschaft stärker hervortreten, und die Situation des Denkens verändert sich, wenn der Text selbst in den Vordergrund tritt. Die Zwiesprache geschieht zwangsläufig alleine, und die Rollen von Ich und Du sind innerhalb einer Person verteilt, sofern die Antwort imaginiert werden muss und der Empfänger fiktiv wird. So beginnt ein Selbstgespräch, dessen Anlass stets ein anderer bleibt. Die Konstruktion eines solchen Verhältnisses ist unabhängig von der tatsächlichen Erreichbarkeit eines konkreten Empfängers, doch ist dessen Abwesenheit konstitutives Moment für jede Form der Äußerung. (Selbst das gesprochene Wort ist stets der Ungewissheit seines Eintreffens ausgeliefert.)

Im Augenblick, da jemand einen Brief zu schreiben beginnt, findet er sich also erst recht dem Umstand der Abgeschiedenheit ausgesetzt. Mit jedem Wort, nach dem gesucht wird, um es loszuschicken, zeigt sich dem Schreibenden, dass er gegenwärtig getrennt ist von dem anderen, dass jemand fehlt. Die Distanz zum Adressaten stellt sich umso mehr als unüberwindbar dar, ist man im Begriff, sich an diesen mittels eines Briefes zu wenden. Es ist also der Akt des Schreibens selbst, der Nähe herstellen und Verbundenheit beweisen soll. Das hierbei signifikante Moment ist der Augenblick der Anrede des anderen, der es dem Verfasser ermöglicht, performativ das zu vollziehen, was er beschreibt: Er fingiert die Situation der Anrede und durchlebt sie zugleich, unabhängig davon, ob und wann der Brief gelesen wird. Ein Dialog findet statt und stellt die paradoxe Präsenz eines Miteinanders her: Faktisch kommt es zu keiner gemeinsamen Gegenwart, doch der kommunikative Austausch, den ein künftiger Leser verspricht, scheint sich schon darin zu erfüllen, dass man an diesen schreiben kann. Die zeitliche Verschiebung, welche die Schickung des Briefes mit sich bringt, lässt sich also nicht ignorieren, wohl aber produktiv machen. Die Einsamkeit, die Distanz, die Unsicherheit der Ankunft

SOLCHE GESCHICHTEN  
ERZÄHLE ICH DIR.  
GESCHICHTEN AUS  
DER FERNE. WARUM  
DANN JERT BEIDE  
FIGUREN WIEDER  
STEHEN, WEISS AUCH  
ICH NICHT. ES MUSS  
EINEN SCHNITT  
GEGEBEN HABEN.



# Einer, der diktiert

## Die Situation des Lesers

Sprachwissenschaftliche Kommunikationsmodelle gehen im einfachsten Fall davon aus, dass ein Sender einem Empfänger eine Botschaft zukommen lässt, die dieser entschlüsseln muss. Dazu bedarf es zwar der Schnittmenge eines gemeinsamen Codes, der Empfänger bleibt jedoch in seiner bloß aufnehmenden Funktion an der Entstehung der Botschaft selbst unbeteiligt. Was passiert mit dieser Formel, räumt man dem Empfänger einen Handlungsspielraum ein, der gerade in seiner Funktion als Gegenüber begründet ist? A hat B etwas zu sagen und schreibt es auf. Was wird B damit anfangen? B muss es entziffern und hofft, er sei unschuldig an der Botschaft von A. Doch B beeinflusst, was A schreibt, indem A weiß, dass B es lesen wird. Bevor A weiß, was er sagen will, ist es quasi von B bereits kommentiert. Also antwortet A B. Also ist B auch verantwortlich. Also kann A nicht in einen Zustand vor B und ohne B zurück.

Es wird vorausgesetzt, dass die Beziehung zu einem Adressaten, wie die Struktur des Briefeschreibens gezeigt hat, immer schon wesentlich ist für jede Art des Handelns. Es besteht eine Wendung zum anderen hin, mitten in dem Wunsch, sich zu äußern. Und so ist das symbolisch gewordene Sitzen vor dem weißen Blatt Papier vielleicht ein Moment der größten Nähe zu sich selbst, und gleichzeitig ist es, als sei ein anderer anwesend und verlange etwas. Die Vorstellung des anderen in seiner Funktion als Empfänger (als Betrachter, als Zuhörer und Leser) drängt sich in die eigene Gegenwart, sodass man sich dessen Erwartung, die wiederum selbst imaginiert werden muss, nicht zu entziehen vermag. Der Leser erhält eine Verantwortung, noch bevor er zu lesen beginnt. Ist der andere also einer, den es zu erreichen gilt, oder einer, der diktiert? Die Imagination eines Lesers, der einen Blick über die Schulter des Schreibenden wirft und so zu einer gewissen Machtposition kommt, in der er quasi mitzuschreiben beginnt, eröffnet eine weitere Perspektive auf den

Plato nimmt Schwung auf einem Skateboard (wenn Du die Szene nicht mühelos siehst, leg eine Maske auf Socrates, und nimm mehrere Masken, beweg sie, verschieb sie in alle Sinne, löse die Partien jeder Person heraus und laß den Film laufen).«<sup>8</sup>

Sich die Philosophiegeschichte mithilfe einer Bildbetrachtung zu erschließen und sie dem Leser in der dialogischen und fragmentarischen Form des Briefes zu vermitteln, bedeutet nicht nur, auf die immer spezifische und niemals objektive Perspektive des Geschichtsschreibers hinzuweisen. Es heißt auch, aus dieser Perspektive eine ebenso spezifische Schreibweise abzuleiten. Derrida fragt nach der Geschichte und dabei passiert eine Geschichte, die er vorher nicht kannte und die es vorher nicht gab. Der Gefahr des Spekultativen solcher Aussagen entspricht die Notwendigkeit, die Fiktion als solche kenntlich zu machen und das eigene Urteil zu verantworten. Der intime Gestus des Briefes rückt die Betrachtung Derridas nicht etwa ins Private, sondern stellt den Autor in Bezug zu einem anderen, dem er Rechenschaft schuldig ist. Ist das eine Frage des Urteils, des vorausseilenden Urteils des anderen?

### **Du schreibst mit meiner Hand**

Auf der Suche nach einer Vorstellung, die dem autoritären Gestus der Erwartung oder gar dem Befehl des anderen eine veränderte Richtung zu geben vermag, kommt der Begriff der Beurteilung ins Spiel als einem Agieren-Müssen zwischen Verantwortung und Machtausübung. Wenn es so ist, dass ich im Zuge des Schreibens das Bild eines Lesers konstruiere, so leitet der Adressat im Gegenzug bereits aus seinem bloßen Angesprochen-Sein das Recht ab, ein zukünftiges Urteil anzukündigen. Dies impliziert jedoch kein einfaches Verhältnis der Abhängigkeit gegenüber dem Leser von Seiten des Schreibenden: Im Augenblick, da er sich einem anderen mitteilt, setzt er sich vielmehr selbst der Situation aus, beurteilt zu werden. Um auf diesen immer schon zwiespältigen Bezug zum Adressaten reagieren zu können, wird dessen mögliche Erwartung gedanklich vorweggenommen, sodass die Mitteilung eine Antwort ist auf etwas, was nie gesagt wurde. Wenn der Absender sich eine Vorstellung von der Haltung des Lesers macht, beginnt er jetzt umgekehrt, von diesem Einiges zu erwarten. Also ist auch das Urteil des Lesers eine Äußerung, die beurteilt wird und die er zu verantworten hat. Der Leser ist nicht der Zweite,

# Jemand, von dem ich nichts weiß

## Sprechen als Handlung

Dämonen, Gespenster und Diktierende, die mit unsichtbarer Hand oder flüsternder Stimme Einfluss nehmen, auf das, was geschrieben werden soll: Auf diese Weise wird bei Fragen nach dem Wesen der Korrespondenz das Phänomen beschrieben, zugleich immer nur mehr oder weniger sagen zu können, als beabsichtigt war. So findet man bei Bettine von Arnim, deren literarisches Werk fast ausschließlich aus Briefromanen besteht, folgende Formulierung: »Da war's immer, als wär einer hinter mir, der mir's einflüsterte, Du frugst, was ich mich denn so umdreh' so oft? – ich sagt', hinter mir tanzt's – denn ich wollte nicht sagen: spricht's, denn es war mehr getanzt und flüchtig geschwungen im Kreis.« Bei Kafka gibt es neben den Gespenstern einen Feldwebel, der das Schreiben verhindert: »Oft denke ich: das muß ich Dir schreiben, aber dann kann ich es Dir doch nicht schreiben. Vielleicht hält der Feldwebel Perkins meine Hand und nur wenn er sie einmal für einen Augenblick losläßt, kann ich schnell im Geheimen ein Wort hinschreiben.« Wer ist nun dieser mal autoritäre, mal freundliche Geist? Ein potenzieller Leser? Die gespenstische Öffentlichkeit? Und kommt dieser intervenierenden Figur, die hier zugleich als Anlass und Hindernis des Schreibens erscheint, eine spezifische Verantwortung zu? Zumindest läßt sich vorerst sagen, dass es von der konkreten Situation des Schreibenden abhängt, ob die gespensterhafte Erscheinung eine Erfahrung der Inspiration personifiziert oder die des Unvermögens, einen Gedanken, eine Intention, ungebrochen an den anderen zu transferieren.

## Sichtbarwerden

Für Hannah Arendt ist die Frage nach dem Wesen dessen, was sich unabhängig vom Intendierten offenbart, weniger eine Angelegenheit der persönlichen



## Benanntwerden

Während Arendt die Möglichkeit eines solchen Umgangs philosophisch ausschließt, verhandelt Judith Butler in *Körper von Gewicht* und *Hass spricht* jene soziale Wirklichkeit, innerhalb derer die anrufende Form des Sprechens einen real erfahrbaren Effekt hat, sofern ein Sprecher auch den konstituiert, den er anspricht, und damit den anderen in einen bestimmten Kontext zu stellen vermag. Butler untersucht etwa den Vorgang der Etikettierung von Minderheiten, wenn die Abweichung von einer scheinbar sozio-politischen Norm (die ja ebenso sprachlich konstruiert ist) als Abweichung benannt und damit zum bezeichnenden Merkmal gemacht wird, sowie die Relevanz gerichtlicher Verfügungen gegen einen diskriminierenden Sprachgebrauch.

Die Theoretisierung des Umgangs mit verletzender Rede erfolgt aus der damit verbundenen sprachphilosophischen Auseinandersetzung um die Frage, inwiefern Sprache das Subjekt allererst konstruiert. Der Mensch ist in der grundsätzlich ambivalenten Situation, sich selbst in einen gesellschaftlichen Kontext stellen zu wollen und gleichsam darauf angewiesen zu sein, »durch die Benennung [...] an einen sozialen Ort und in eine soziale Zeit versetzt«<sup>6</sup> zu werden; es findet sich von einer »äußeren Region des gleichgültigen, fragwürdigen oder unmöglichen Seins in den diskursiven Bereich des Subjekts«<sup>7</sup> überführt. Damit liefert es sich jedoch auch jener Form von Benennung aus, die alle Anzeichen eines gewaltsamen Aktes trägt, sobald sie zur Definition des Wesens einer Person herangezogen wird. Butler spricht auch von der »grundlegenden Abhängigkeit von der Anrede des Anderen«, kraft der »das Subjekt zur ›Existenz‹«<sup>8</sup> gelangt. Über das Sprechen stehen wir in einem empfindlichen Spannungsverhältnis zueinander, das deshalb so fragil ist, weil es die Möglichkeit eines Nicht-Anerkanntwerdens durch den anderen beinhaltet wie eine Stigmatisierung. »So halten wir manchmal an Ausdrücken fest, die uns weh tun, weil sie uns wenigstens irgendeine Form der gesellschaftlichen und diskursiven Existenz bieten.«<sup>9</sup>

Der Vorgang der Benennung erhält seine verletzende Dimension aus der performativen Kraft von Sprechakten. Im Allgemeinen sind damit solche Sprechakte gemeint, bei denen das, was gesagt wird, dadurch vollzogen und zur Wirklichkeit wird, dass es gesagt wird: wenn etwa das Subjekt durch die Anrede eines anderen in den Status des Angesprochen-Seins versetzt und damit

unkalkulierbare Moment, was über jeden Versuch der Kontrolle hinausschießt und damit Resignifizierungen zumindest möglich macht. Dieser Faktor liegt jedoch nicht außerhalb einer Person, sondern denkt sich gerade vom je Einzelnen her, von dessen spezifischer Situation und Geschichte.

Könnte es hier also um ein Konzept der Negativität gehen, insofern sich im Entzug das Singuläre zeigt, als das, was sich nicht zeigt, was sich jeder Repräsentierbarkeit versagt? Der Zwischenraum, der sich zwischen der Verwendung eines Wortes und dessen Wirkung auftut, als Unterbrechung einer eindeutigen Fixierung von Begriffen an bestimmte Kontexte, ist vielleicht der gleiche wie jener, der es unmöglich macht, »menschliche Angelegenheiten wie Sachen« zu behandeln, der Raum, in dem der andere unverfügbar ist, gerade in seiner Offenheit. Die Ambivalenz zwischen Offenheit und Verschlussensein, oder zwischen Ausgestelltsein und Verborgenbleiben<sup>23</sup>, bezeichnet also nicht einfach die Grenze des Einzelnen in jeder kommunikativen Praxis, sondern vielmehr den gemeinsamen Handlungsspielraum der daran beteiligten Personen. Einen Bereich von Nicht-Definierbarkeit zu akzeptieren, hieße demnach, der Aktivität des Gespenstischen stattzugeben.

## **Der Entwurf des Adressaten**

Kombinator Nr. 5

Erschienen im materialverlag\_HFBK

Verlag in der Hochschule für bildende Künste, Hamburg 2006

Materialnummer 228

**ISBN 3-938158-30-1**

**Text** Karolin Meunier

**Bilder** Karolin Meunier und Willem Oorebeek

**Herausgeber/innen** Silke Grossmann, Hanne Loreck, Katrin Mayer,

Willem Oorebeek, Eran Schaerf

**Konzeption und Copyright Kombinator Nr. 5** die Autorin

**Lektorat** Sönke Hallmann

**Layout und Bildbearbeitung** Gösta Wellmer

**Pre-Press/Koordination** Beate Mohr, Material Verlag

**Druck** Benedict Press, Vier-Türme GmbH

**Danke an** Sönke Hallmann, sowie Eran Schaerf, Hanne Loreck, Gösta Wellmer, Gustav Mechlenburg, Mirjam Thomann, Christine Lemke, Volko Kamensky, Robert Meunier, Willem Oorebeek und Sabeth Buchmann für die inhaltliche und ideelle Unterstützung bei der Realisierung dieses Heftes.

**Kombinator** setzt ein Seminar in öffentlichem Format fort. Ausgangsmaterial für die Publikationsreihe sind Ansätze aus dem HfbK-Seminar »Ähnlich, Möglich, Unbestimmt – Figuren der Kombination«, sowie theoretische Diplomarbeiten von Studierenden. Kombinator überführt diese Ansätze in wechselnde Formate. Verantwortlich für die Konzeption der Ausgaben sind jeweils andere Seminarteilnehmer/innen.

**Bildnachweis** *Passbild-Blackout*, Willem Oorebeek, 2006 (Cover-Innenseiten)

*Socrates and Plato*, the frontispiece of *Prognostia Socratis basilei*, a fortune-telling book, Matthew Paris, 13. Jh. (S. 1)

*ELLE, ELLE*, Willem Oorebeek, 2006 (S. 2)

*Brief*, Videostills, Karolin Meunier, 2002-2005 (S. 8 – 46)

*Gregor der Große*, *Opera varia*, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, 12. Jh. (S. 48)